
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 29. 1888.

Der gnädige Herr vom Kellthal.

Roman
von
Georg Höcker.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Xaver Steinwies hatte heute seinen höchsten Staat angethan, und der mächtige Bratenrock, der ihm beinahe bis an die Knöchel ging und von oben bis unten mit lauter Doppelgulden statt der Knöpfe besetzt war, ließ ihn noch stattlicher als gewöhnlich erscheinen.

Die Bäuerin war draußen geblieben, als sie hörte, welch' vornehmer Besuch im Wohnzimmer warte. Sie passe nicht hinein, meinte die schlichte Frau, und außerdem hatte sie einen geheimen Widerwillen gegen den glattzüngigen Baron, sie wußte selbst nicht recht weshalb.

Der Steinwiesbauer aber hieß den gnädigen Herrn mit besonderer Freundlichkeit willkommen, und fing gleich darauf an zu wettern und zu fluchen, daß man den Baron habe trocken sitzen lassen und nicht einmal Wein heraufgeholt worden sei.

Dann, ohne die Einreden Hans Rupert's gelten zu lassen, rief er aus der Thüre nach dem Niklas und befahl, zwei Flaschen „Gelbgesiegelten" aus dem Keller heraufzubringen und auch die Gläser nicht zu vergessen.

„Das ist der beste," meinte er dann zu dem Baron gewendet.

„Aber diese Umstände wären ja gar nicht nöthig," entgegnete der Baron darauf, welcher sich unterdessen abgemüht hatte, der Lori artige Schmeicheleien zu sagen, die auch wirklich überraschend schön in dem schwarzsammtnen Paletot mit der erbsendicken Goldkette, welche nach vorn in ein Kreuz ausging, und dem breitkrämpigen schwarzen Sammthut mit wallenden Federn und Marabouts von derselben Farbe — lauter Geschenke, welche der Steinwiesbauer seiner putzsüchtigen Tochter mit schweren Kosten hatte aus Wien kommen lassen — aussah.

Aber der Steinwiesbauer sagte, er lasse sich nichts hereinreden, und der Baron dürfe es ihm nicht verwehren, einen so seltenen Gast gebührend zu feiern.

Die Drei setzten sich dann an den Tisch, und als der Wein gebracht worden war, fing der Baron mit der heitersten Miene von der Welt zu erzählen, zu fragen und zu scherzen an, so daß Niemand es dem liebenswürdigen Manne angesehen hätte, welch' aufregende Nacht er hinter sich habe und welch' schwere Sorgenlast sein Herz bedrücke.

Von allem Möglichen scherzte und sprach er, nur nicht von dem eigentlichen Zwecke seines Kommens. Aber der Steinwiesbauer war dem geriebenen Fuchs doch noch um ein Bedeutendes über, und je ängstlicher der Baron die Angelegenheit von den Lippen fernhielt, welche sein Herz bedrückte, desto spöttischer lächelte der Xaver Steinwies vor sich hin, wenn er sich unbeobachtet sah; er konnte sich nur zu gut denken, welche Angelegenheit den Freiherrn in sein Haus führte.

Endlich, nachdem er den gnädigen Herrn lange genug hatte unbarmherzig zappeln lassen, gab er der Lori einen Wink mit den Augen, sich zu entfernen.

„Du mußt doch Dein funkelnagelneues Gewand ausziehen," meinte er, als das Mädchen ihn nicht verstehen wollte, „'s wär' ja schade um das höllisch viele Geld, wenn Du's verruiniren thätest."

Die Lori erhob sich jetzt mit schnippischem Gesichtsausdrucke.

„O, ich will nicht stören, gewiß nicht," und dabei lächelte sie recht mitleidig über die Taktlosigkeit ihres Vaters, „verzeihen Sie, Herr Baron, wenn meine unberufene Unterhaltung Sie so lange aufgehalten hat."

Der Baron erschöpfte sich in tausend Betheuerungen, aber er war doch froh, als sich die Thüre hinter der jungen Dame geschlossen hatte und er mit ihrem Vater sich allein sah.

Jetzt endlich mußte sich Alles entscheiden.

Das Herz des Barons drohte vor Erregung still zu stehen und die Lippen des Mannes bebten leise aufeinander.

Der Steinwiesbauer Xaver hatte sich behaglich in seinen

Prinz Konstantin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, erster Obersthofmeister des Kaisers von Oesterreich. (S. 227)

Großvaterstuhl mit der gepolsterten Lehne zurückgelegt. Die Hände hielt er über dem Leib zusammengefaltet und die langen Schöße seines Bratenrockes hatte er über die Arme geschlagen, so daß sie auf beiden Seiten des Stuhles beinahe bis zum Boden herabhingen.

Nun schaute er fragend den Baron an und wiegte dabei schwerfällig den Kopf.

„Ihr habt 'was auf'm Herzen, gnädiger Herr," begann er und gab seiner Stimme einen vollendeten Biedermannston, „ich merk's Euch wohl an."

„Nun freilich," stotterte Hans Rupert vom Kellthal, „aber —"

„Nix von aber, gnädiger Herr, nur frei heraus mit der Sprache! Wenn der Steinwiesbauer Euch helfen kann, so geschieht's mit einem Athemzug."

Der zu Boden gesenkte Blick des Barons fuhr mit freudig überraschtem Ausdruck in die Höhe.

„In der That Freund," sagte er, „Ihr könnt mir helfen, aus großer Verlegenheit sogar, wenn Ihr das Herz dazu haben wolltet."

Der Steinwiesbauer nickte nachdrücklich mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte, daß er ja sofort gewußt hatte, weshalb der Freiherr gekommen war. Dann stand er von seinem Sitze auf und ging breitspurig auf die Ecke des Zimmers zu, in welchem sich der eisenbeschlagene Wandschrank befand.

Aus dem Hosensack nestelte er einen Schlüssel hervor und schob diesen in das Vorhängschloß, daß dasselbe unter einem lauten Knack auffuhr. Dann entfernte der Bauer noch die eisernen Bänder und Schließen von der Thüre und zog dieselbe mit Anstrengung auf, denn sie war dick und schwer gearbeitet und hatte ihr gutes Gewicht.

Den Baron hatte es nicht länger gelitten auf seinem Sessel; er war aufgesprungen und schaute nun mit gierigen Augen die Menge der im Schranke aufgestapelten Beutel an, von denen ein jeder seinen vollwichtigen Inhalt darstellte.

Der Steinwiesbauer weidete sich einen Augenblick an dem halb überrascht, halb gierigen Gesichtsausdrucke des Anderen, denn es gewährte ihm nichts höhere Freude und Befriedigung, als wenn sein vieles Geld gehörig angestaunt wurde; dies war sein Gott, sein Alles.

Dann wandte er sich mit gleichgiltiger Miene und fragte leichthin, mit wie viel er dem gnädigen Herrn aus der augenblicklichen Verlegenheit helfen könne.

Der Baron setzte einige Male an, ohne einen Laut hervorbringen zu können.

„Es ist viel Geld, was ich brauche," sagte er mit gepreßter Stimme.

Ueber die Stirne des Anderen zog eine Wolke des Unmuths, die aber schnell wieder verschwand.

„Gleichviel, Herr," sagte er alsdann, „der Xaver Steinwies kann schon einen Ruck aushalten. Wie viel wollt Ihr haben — etwa so ein Gulden tausend oder gar zweitausend am End'!"

Der Baron seufzte auf und tupfte mit dem feinen Batisttuche über die feucht gewordene Stirne.

„Vierzigtausend Gulden," sagte er endlich mit raschem Entschluß und erschrak selbst über die Wirkung seiner Worte.

Der Steinwiesbauer blickte ihn erst eine Weile sprachlos an.

„Wie viel?" frug er dann, nachdem er sich von seinem ungeheuren Staunen erholt hatte.

Der Baron wiederholte den Betrag.

„Hm, Ihr versteht zu fordern," meinte der Xaver Steinwies und brach in ein wenig ehrerbietiges Lachen aus, „und Ihr meint, ich zähle Euch die Unsumme gerade so hin auf den Tisch, als wenn's Kirschkerne wären?"

Dabei nahm er die Schrankthüre und warf sie gewaltsam zu, daß es einen lauten Krach gab.

Als der Baron diese Manipulation sah, biß er sich auf die Lippen und wurde todtenbleich im Gesicht. Nach einer Weile blieb er mitten im Zimmer stehen, von dem Bauern mit höhnischem Lächeln betrachtet, dann wollte er in tödtlichster Verlegenheit nach Mantel und Hut greifen.

„Laßt's nur noch eine Weile sein, Herr," sagte der Steinwiesbauer darauf, der mit einem Male einen ganz veränderten Ton angenommen hatte, und lud den Baron mit einer plumpen Handbewegung ein, wieder Platz zu nehmen.

Der Baron blieb unschlüssig stehen und schaute zur Seite.

„Nehmt nur Platz, Herr," sagte der Bauer, „wenn ich mir's recht bedenke, leih' ich Euch am Ende das Geld, aber —"

„Aber — !" rief der Freiherr mit vor Furcht und Hoffnung zitternder Stimme.

„Zuerst wollen wir sehen, ob wir einig werden mit einander," gab der Steinwiesbauer bedeutsam zurück.

10.

Eine lange Weile war es still in dem Gemach. Hans Rupert vom Kellthal hatte wieder Platz genommen und starrte nun mit verstörten Gesichtszügen vor sich nieder, in banger Erwartung, welches Resultat die Unterredung mit dem Steinwiesbauern haben werde.

Auch dieser hatte sich wieder in seinem Lehnsessel niedergelassen. Er hatte die Arme über der Brust zusammengekreuzt und schaute den Baron mit einem Blicke an, der deutlich bewies, daß er sich keine falsche Vorstellung von dem Manne machte, der ihm gegenüber saß.

Endlich räusperte sich der Steinwiesbauer und rückte in seinem Sessel zurecht.

„Wißt Ihr, Herr," sagte er, „vierzigtausend Gulden, das ist ein Wort; es gibt Viele, die nit so viel haben und doch schon als reich gelten."

„Nun ja, freilich," entgegnete der Baron und versuchte einen möglichst unbefangenen Ton anzunehmen, „es dürfte aber auch nicht Viele geben, welche ich um ein solches Darlehen ansprechen würde."

„Das glaub' ich," sagte der Bauer, mit dem Kopfe nickend, „denn 's käm' schwerlich vor, daß Euch Jemand es geben thät'."

Hans Rupert biß sich auf die Lippen und sein Gesicht färbte sich bleich, aber er bezwang sich und unterdrückte jede heftige Gegenäußerung.

Auch der Steinwiesbauer ließ eine Weile nichts von sich vernehmen, sondern kraute sich unmuthig am Kopfe.

„Sternsakra und kein End' nit," sagte er dann. „Es ist nit wenig, was Ihr verlangt, Herr, und schließlich, ich kenn' Euch wohl als gnädiger Herr — nur zu gut kenn' ich Euch schier. — Nehmt's nit übel auf," unterbrach er sich selber, als Rupert heftig auffahren wollte, „aber in so einer Sache muß man halt reden, wie's Einem um's Herz ist."

Er schwieg wieder eine Weile und machte währenddem allerlei lebhafte Bewegungen mit den Händen.

„Wißt Ihr was, Herr," begann er dann wieder, „auf ein- oder zweitausend Gulden wär's mir nit angekommen, schon von wegen der Ehre, einem so fürnehmen Herrn gefällig sein zu können — aber, aber, wo sich's schließlich handeln thut um meine eigene Sach', denn so dick sind bei mir die Batzen auch nicht gesäet, daß ich's Geld gleich 'nausschmeißen könnt' auf ein Halbhunderttausend oder gar noch auf mehr."

Der Baron hatte inzwischen wie auf glühenden Kohlen gesessen und war voll Unruhe auf seinem Sessel hin und her gerutscht. Dabei hatte er unmuthig mit dem Kopfe geschüttelt.

Jetzt hielt es ihn nicht länger; er sprang hastig vom Stuhle auf und trocknete sich die feuchtglänzende Stirne.

„Mit anderen Worten," sagte er, unfähig, seine Gereiztheit zu verbergen, „Ihr habt kein Geld für mich übrig, lieber Mann, das habt Ihr mir schon vorhin gesagt und hättet mich nun nicht weiter aufzuhalten brauchen."

Der Steinwiesbauer blieb gemächlich auf seinem Stuhle sitzen und schaute mit unverwüstlicher Ruhe auf das aufgeregte Treiben des Anderen.

„Nur kalt Blut," entgegnete er endlich mit einem unhöflichen Auflachen. „Wenn ich Euch nit helfen wollt', so hätt' ich's gleich gesagt, aber ich hab' nur erklärt, erst müßten wir einig werden mit einander, denn das gehört doch zu einem jeden rechtschaffenen Geschäft, denk' ich."

„Und das wäre?" frug der Baron hastig und blieb mit über dem Rücken zusammengelegten Händen vor dem Steinwiesbauern stehen.

Dieser stockte eine Weile und sah unter sich; es war offenbar, daß er über etwas nachsann, das ihm nicht so recht zum Mund heraus wollte

Nach einer Pause hob er den Blick zu halber Höhe und schielte von der Seite nach dem Baron, welcher noch immer erwartungsvoll vor ihm stand.

„Hm, 's hat noch Zeit damit," brummte endlich der Bauer unschlüssig vor sich hin, und laut setzte er hinzu: „Die Bedingungen sind einfach genug, gnädiger Herr. Ihr verschreibt mir in Gottes Namen was — gerade der Form wegen."

Der Baron schaute ihn betroffen an.

„Was soll ich Euch verschreiben, guter Freund — mein Ehrenwort etwa?" setzte er mit einem letzten Aufflackern der Hoffnung hinzu.

Aber der Steinwiesbauer winkte unter spöttischem Auflachen hastig mit der Hand ab.

„Nix für ungut, gnädiger Herr," sagte er roh. „Aber das ist nix zu beißen und mag wohl Mode sein unter den Gnädigen, so ein Bauersmann wie ich hat lieber was Besseres und Praktischeres — Ihr könnt's nun nehmen akkurat so, wie Ihr wollt, Herr!"

Der Baron biß sich auf die Lippen, denn er begriff nur zu gut den eigentlichen Sinn der Worte, welche der Andere an ihn gerichtet hatte.

„Aber ich will Euch was sagen," fuhr der Bauer fort, „ich will Euch nit im Stich lassen, weil Ihr der gnädige Herr seid und der Herr Polizei-Amtmann vom Ort noch dazu." Die letzten Worte kamen wieder recht spöttisch heraus.

Der Baron stampfte mit dem Fuße auf den Boden und winkte dann dem Bauer hastig zu, er solle aufhören mit seinem Vorschlage. Aber ob nun der Xaver Steinwies ihn nicht verstand oder nicht verstehen wollte, er ließ sich nicht beirren. sondern sagte in kaltblütigem Tone: „Eure Herrschaft mag hunderttausend Gulden werth sein, wenn man die Schulden abrechnet, die darauf sind. So stellt Ihr mir einen Schuldschein aus, und dann kriegt Ihr das viele Geld blank ausgezahlt auf den Tisch."

„Genug, übergenug!" krähte der Baron, welchen der Aerger über den fehlgeschlagenen Versuch kirschroth im Gesicht gefärbt hatte. „Ihr könnt mir meinen Wunsch abschlagen, aber ich lasse mich nicht beleidigen!"

Der Steinwiesbauer blickte ihm verblüfft in das Gesicht.

„Ist das eine Beleidigung," sagte er, „wenn ich Euch mein gutes Geld herzählen will auf den Tisch — vierzigtausend blanke Gulden?"

Aber der Freiherr fuhr fort, eifrig mit den

Händen zu gestikuliren und giftige Worte um sich zu sprudeln.

„Dieses Mißtrauen ist eine Gemeinheit, eine Nichtswürdigkeit!" schrie er und wurde um so heftiger, je klarer es ihm wurde, daß keine Aussicht vorhanden sei, unter anderen Bedingungen ein Darlehen von dem Bauern zu erhalten.

Aber der Xaver Steinwies war ein schlauer Fuchs und ließ sich nicht so leicht aus seiner Ruhe bringen.

„Jetzt fallen die Stern' vom Himmel herunter," sagte er gelassen und dehnte sich dabei mächtig in dem Großvaterseſſel, „was fällt Euch eigentlich bei, gnädiger Herr, daß Ihr mich verschimpfirt in meiner eigenen Wohnstube, wo ich's doch nur gut gemeint hab' mit Euch!"

Hans Rupert mußte indessen im Augenblick Jemanden haben, an dem er seinen ungeheuren Aerger über das Fehlschlagen seines Vorhabens auslassen konnte. Er bedachte freilich nicht, daß der Steinwiesbauer der Letzte sei, welcher zum Blitzableiter sich gebrauchen ließ.

Als daher der Freiherr nicht bald aufhörte zu zetern und in seinen Beschimpfungen immer maßloser wurde, sagte der Bauer plötzlich mit starker Stimme: „Jetzt ist's aber genug, Sternsakra und kein End' nit, was meint Ihr denn, Ihr gnädiger Herr?"

Dabei stand er auf und reckte sich mit drohendem Gesichtsausdruck in die Höhe.

Der Baron war ängstlich zusammengefahren, als der Andere Miene machte, ausfallend zu werden: Muth war nun einmal nicht seine stärkste Seite.

Der Steinwiesbauer aber rief mit brummiger Stimme: „Soll da nit ein siedig's Gewitter dreinschlagen, wo man's so gut gemeint hat und hat's Geld hergeben wollen gegen einen bloßen Schein? Sternsakra und kein End' — ist das vielleicht eine Schand', wenn man für's gute blanke Geld einen Schein hergibt, der nie unter die Leut' gekommen wär'?"

„Das ist doch nur Formsache," entgegnete der Baron mit zitternder Stimme.

Xaver Steinwies zuckte wieder mit den Achseln.

„Eben deshalb," sagte er und steckte die Hände in die Hosentaschen, „wenn Ihr mich nit sicher stellen wollt in so weit, so lassen wir halt die ganze Geschicht', und nun nix für ungut!"

Der Baron hatte schon vorhin seinen Pelz umgehangen und griff nun nach dem weichen Filzhut, den er beim Eintreten achtlos auf das Klavier gelegt hatte.

„Ich habe die Ehre," sagte er eisig kalt und nickte dazu nur hochmüthig mit dem Kopfe.

Der Bauer sah dem nach der Thüre Schreitenden erst einen Augenblick betroffen nach, dann faßte er sich schnell und machte einen spöttischen Kratzfuß.

„Ebenfalls, ebenfalls," sagte er, „komm' der gnädige Herr gut nach Hause!"

Der Baron warf ihm noch einen giftigen Blick zu und schritt dann rasch aus dem Gemache, die Thüre derb hinter sich in das Schloß werfend.

Er schritt hastig den Gang entlang, konnte aber doch nicht verhindern, daß aus der Wohnstube das höhnische Lachen des Bauern ihm nachklang, als ob dieser damit sagen wolle: „Warte, Patron, Du kommst schon wieder."

Hans Rupert biß die Zähne aufeinander und verdoppelte seine ohnehin hastigen Schritte.

Die Knechte hatten ihn aus dem Zimmer kommen sehen und den Kutscher, dem inzwischen in der Gesindestube ein wackerer Imbiß vorgesetzt worden war, benachrichtigt, daß der gnädige Herr ihn erwarte. Als der Baron deshalb auf dem Hofe erschien, fand er seinen Diener schon mit dem Einspannen des Pferdes beschäftigt.

Hans Rupert setzte sich sofort in den Schlitten und zog zusammenfröstelnd die warme Pelzdecke über seine Füße, es dauerte noch einen kurzen Augenblick, dann zog der Wallach an und in scharfem Trabe flog der Schlitten zum Thore hinaus.

Der Baron lehnte sich ingrimmig in die Ecke und vermied es sorgfältig, gegen die Fenster des Gehöfts zu schauen, an welchen sie soeben vorüberglitten; er wußte nur zu gut, daß an einem derselben der Steinwiesbauer stand und ihm mit höhnisch verzogenem Gesicht nachschaute.

„Kanaille!" knirschte der Baron vor sich hin, der noch zu erbost über die erlittene Abweisung war, als daß er ernstlich über seine eigene verzweifelte Lage hätte nachdenken können, und dann schimpfte er unmäßig auf den Kutscher, daß dieser fahre wie die Schneckenpost, so daß der Mann unbarmherzig das Pferd bearbeitete und dieses bald in rasendem Galop über die Straße dahinglitt.

Als der Schlitten vor dem Portal des Mittelbaues der Kellthalburg anhielt, eilte der alte Werner herbei und war seinem Herrn beim Aussteigen behilflich.

Der Baron lehnte sich schwer auf den Arm des Alten und trat, auf diesen gestützt, durch das Portal.

„Herr v. Potzner zu Hause?" frug er während des mühsamen Erklimmens der unbequem hohen steinernen Stufen.

Der Diener verneinte.

„Herr v. Potzner ist gleich nach dem gnädigen Herrn auf einige Tage verreist."

„Ah, ich weiß," unterbrach der Baron den Diener mit hochmüthigem Kopfnicken.

„Aber er hat einen Brief in dem Wohnzimmer des gnädigen Herrn hinterlassen," vollendete dieser seine Meldung.

Der Baron erbleichte. Ein Brief von dem Wucherer, was hatte dies zu bedeuten? Er gab durch eine Handbewegung dem Alten kund, daß er ihm nicht weiter zu folgen brauche, und schritt, von tausend auf sein Hirn anstürmenden beunruhigenden Gedanken gequält, mit hastigen Schritten in das geräumige Wohngemach.

Die letzten Spuren des nächtlichen Treibens waren verschwunden, die geleerten Flaschen aus dem Zimmer entfernt und dieses von Neuem in einen peinlich sauberen Zustand versetzt worden.

Durch die geschlossenen Fenster drangen freundliche Sonnenstrahlen und warfen im Verein mit den aufflackernden Flammen des Kamins trauliche Lichter auf die Wände und den Fußboden.

Aber Hans Rupert hatte in diesem Augenblicke keine Zeit, die Behaglichkeit seines Wohngemaches zu empfinden. Er spähte nur hastig nach dem Briefe des Herrn v. Potzner aus, den er auch alsbald auf dem grünbezogenen Tische liegen sah, welcher dem Fenster zunächst stand.

Der Baron ergriff hastig das Schreiben und hielt es einen Augenblick unschlüssig in der Hand, die plumpen Schriftzüge der Aufschrift mit unverhohlener Verachtung betrachtend.

Endlich riß er das Couvert ab und überflog den kurzen Inhalt, welcher also lautete:

„Lieber Freund!

Ich mache Ihnen nur kurz die Mittheilung, daß ich die bewußte Ehrenschuld pünktlich eingelöst haben will — sollte mir leid thun, wenn ich mich deshalb an Ihren Schwager wenden müßte. Im Uebrigen seien Sie recht vergnügt und verleben Sie recht gute Feiertage. Ich weiß gewiß, es wird Ihnen nicht schwer fallen, die lumpige Summe herbeizuschaffen. Bis morgen Abend gedenke ich zurück zu sein — ich bringe Hummer mit für Mayonnaise, wenn es welche gibt in der Stadt. Es soll ein feines Abendessen geben.

Nochmals, vergessen Sie mir das Geld nicht, und recht vergnügte Feiertage!"

Der Baron knitterte wüthend den Wisch zusammen und schleuderte ihn in die Gluthen des Kamins.

Er begriff den Hohn recht wohl, welcher in den Worten des Wucherers verborgen lag, und das Bewußtsein, ohnmächtig demselben gegenüber zu stehen, verdoppelte seinen Zorn bis zur Maßlosigkeit.

Dabei graute ihm wieder vor der Rückkunft des Herrn v. Potzner. Er sah im Geiste schon das höhnische Lachen des kleinen Mannes, wenn er ihm gestehen mußte, daß er die im Spiel verlorene Summe nicht habe auftreiben können.

Er wußte im Voraus sowohl, welche Drohungen dann wieder von Seiten seines Gastes fallen würden, als auch, daß schließlich Herr v. Potzner seine Bereitwilligkeit, noch länger zu warten, erklären werde. Der Baron sah vollständig ein, wohin der Wucherer zielte. Er addirte Schuldsumme auf Schuldsumme, bis seines Ermessens ein genügender Betrag zusammen war. Dann würde Herr v. Potzner auftreten und ebenso unerbittlich gegen die Bitten und Beschwörungen des Barons sein, wie er jetzt nachgiebig war.

Eine Art von Triumph würde Hans Rupert freilich dann erleben; wenn es zum Bruche kam, war der Wucherer schließlich der Geprellte. Aber was half dies ihm selbst?

Hans Rupert schauerte vor der Zukunft zusammen, vor der Katastrophe, deren Eintritt schon in den nächsten Tagen oder Wochen erfolgen konnte.

Dann richtete sich wieder sein ganzer Grimm gegen den Steinwiesbauern, den reichen Protzen, der schier ungezählte Summen in seinem Geldschrank liegen hatte, und ihm, seinem Guts- und Gerichtsherrn, ein Darlehen verweigerte. Den verlangten Schein konnte und durfte er schon seines Schwagers wegen nicht geben — er hatte ja nichts mehr zu verpfänden.

Es waren wilde Verwünschungen, die den blassen Lippen des Freiherrn entquollen. Der Mann, dessen Augen immer klarer den unergründlichen Abgrund unter sich sahen, dem er ohne Rettung entgegensank, haderte mit Gott und der Welt, statt Einkehr zu halten bei sich selbst und sich anzuklagen ob der verzweiflungsvollen Lage.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Konstantin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst.

(Mit Porträt auf Seite 225.)

Der erste Obersthofmeister des Kaisers von Oesterreich ist der k. k. Geheimrath und Kämmerer, Feldmarschall-Lieutenant Prinz Konstantin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (siehe das Porträt auf Seite 225), der jüngste Bruder des Fürsten Chlodwig, gegenwärtigen kaiserlichen Statthalters in Elsaß-Lothringen. Der Prinz, welcher eine so wichtige und einflußreiche Stellung am österreichischen Kaiserhofe einnimmt, ist am 8. September 1828 auf dem Schlosse Schillingsfürst in Bayern geboren, trat mit fünfzehn Jahren in die österreichische Armee ein und ward als Rittmeister zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt, in welcher Stellung er bis 1867 blieb. Inzwischen war er 1859 zum Major, 1861 zum Oberstlieutenant und 1864 zum Obersten befördert worden; 1867 avancirte er zum Generalmajor und am 20. Oktober 1875 zum Feldmarschall-Lieutenant. In seiner Stellung am Hofe erhielt er am 22. März desselben Jahres das Amt des ersten Obersthofmeisters und bald darauf erfolgte seine Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses. Der Prinz, welcher durch die höchsten in- und ausländischen Orden ausgezeichnet worden, ist seit dem 15. Oktober 1859 mit der Prinzessin Maria von Sayn-Wittgenstein-Berleburg vermählt, aus welcher Ehe vier Söhne und eine Tochter entsprossen sind. — Prinz Hohenlohe ist als vollendeter Cavalier und großer Kunstfreund rühmlichst bekannt und allgemein hochgeachtet, und seine Salons im Augarten-Palais sind ein Sammelpunkt für die geistige und künstlerische Aristokratie der Kaiserstadt an der Donau.

Klosterruine Heisterbach bei Königswinter.

(Mit Abbildung.)

In der Nähe von Königswinter am rechten Rheinufer erhebt sich in einer Thalmulde des Siebengebirges die ehemalige Abtei Heisterbach, von welcher allerdings außer der prächtigen Chorapsis der Klosterkirche fast nichts mehr vorhanden ist. Diese geringen Reste aber, vor denen als moderne Zuthat ein Springbrunnen plätschert, gewähren — wie unsere Abbildung zeigt — ein ungemein stimmungsvolles Bild. Die einst sehr reiche Abtei ward im 13. Jahrhundert gegründet und die Kirche 1233 vollendet; 1810 wurde der schöne Bau, nachdem man die Abtei sequestrirt hatte, auf den Abbruch verkauft, und bis auf die gegenwärtigen Reste wirklich abgetragen. Außer der Chorapsis ist noch das ehemalige Thorhäuschen vorhanden; die heute noch bestehenden Wirthschaftsgebäude der Abtei sind alle aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Das Klostergut gehört seit 1820 dem Grafen zur Lippe in Oberkassel, welcher für die Unterhaltung der Kirchenruine sorgt und die Umgebung derselben in eine Gartenanlage umwandeln ließ. Wird die Ruine Heisterbach auch von dem großen Schwarm der Touristen meist übergangen, so gehört sie doch zu jenen Ueberresten mittelalterlicher Baukunst, deren Besuch für den Naturfreund wie für den Künstler und Architekten gleich lohnend ist.

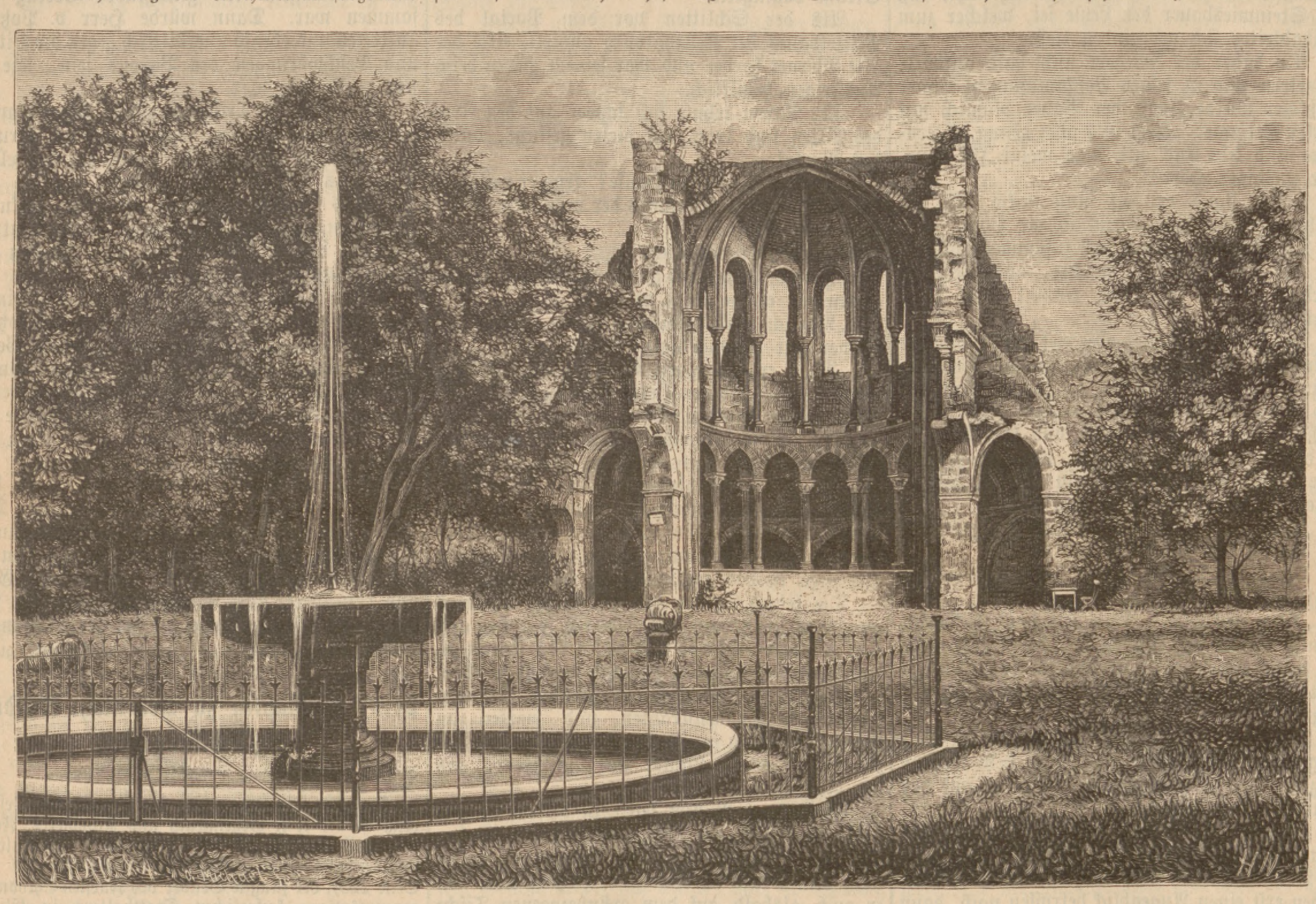
Cecca's Geheimniß.

Dem Tagebuche eines Freundes nacherzählt

von

Fedor v. Zobeltitz.

Es war am Weihnachtsabend im Jahre 1856. Ich hatte noch in später Stunde einige nothwendige Besorgungen gemacht und befand mich auf dem Heimwege nach meiner bescheidenen Junggesellenwohnung. Tief in Gedanken versunken, merkte ich nicht, daß an der Ecke der Georgenstraße, in welcher ich wohnte, ein Mädchen auf mich zutrat. Doch schon im nächsten Augenblicke zuckte ich erschreckt zusammen — das Mädchen war unmittelbar vor mir niedergesunken. Da ich glaubte, das Kind sei auf dem Glatteis nur ausgeglitten, so beugte ich mich zu der Kleinen herab, um ihr aufzuhelfen. Zu meinem Erstaunen merkte ich aber, daß sie ohnmächtig geworden war. Eine Minute lang war ich unschlüssig, was ich thun sollte. Das am Boden liegende Körbchen aus Weidenruthen, mit allerhand hölzernem Schnitzwerk gefüllt, zeigte mir auf den ersten Blick, daß die Kleine eines jener bedauernswerthen Geschöpfchen war, die von grausamen Anverwandten in der Festzeit auf die Straßen geschickt werden, um dort aus dem Mitleid der Menschen Nutzen ziehen zu können. Sollte ich das arme Wesen auf die nächste Polizeiwache bringen, damit es dort auf der harten Pritsche eine jammervolle Nacht



Klosterruine Heisterbach bei Königswinter.

verlebe, um morgen von Neuem dem Elend in die Arme zu fallen? Ich schaute noch einmal dem Kinde in das leidende kleine Gesicht, und da erfaßte mich plötzlich unendliches Mitleid. Ohne im Moment die weiteren Folgen dieses Schrittes zu bedenken, hob ich das Mädchen auf den Arm, nahm das Weidenkörbchen unter den anderen und schritt meiner nur noch wenige Minuten entfernten Wohnung zu.

Meine brave Haushälterin, die alte Barbara, war nicht wenig erstaunt über das seltsame Festgeschenk, das ich ihr brachte, gab sich aber nach meinen erklärenden Worten die größte Mühe, meinen kleinen Findling wieder in's Leben zurückzurufen. Ihre Einreibungen und der heiße Thee, den sie dem Kinde einflößte, verfehlten denn auch nicht ihre Wirkung: das Mädchen öffnete langsam die Augen und schaute sich verwundert um. Als ich sie jedoch nach ihren Eltern und ihrem Namen fragte, erhielt ich keine Antwort. Nur ein ängstlicher Ausdruck trat in ihre großen dunklen Augen, sie schüttelte den Kopf und deutete dabei auf ihren Mund.

Ich errieth, was sie damit ausdrücken wollte — die Arme war **stumm**!

Ohne in Ueberlegung zu ziehen, ob sie des Schreibens kundig oder nicht, gab ich ihr ein Stück Papier in die Hand und einen Bleistift und wiederholte die Frage nach ihrem Namen.

Sie schrieb in leichten, graziösen Zügen nieder: „Cecca."

Also Cecca hieß sie — ein seltsamer Name für ein Berliner Bettlerkind!

„Cecca ist nur Dein Vorname, Kind, nicht wahr?" sagte ich in väterlichem Tone und strich meinem Findling über die glänzend schwarzen Haare; „wie aber heißen Deine Eltern?"

Cecca griff wieder nach dem Bleistift und schrieb eine Zeile nieder; dann reichte sie mir das Papier. Ich las mit wachsendem Staunen: „Ho avuto mai nè padre nè madre!"

Ich schlug mir vor die Stirn; das war ja ein Glück, daß ich von meinen Studienreisen her das Italienische noch nicht vergessen hatte! „Ich habe niemals weder Vater noch Mutter gehabt," hatte die Kleine geschrieben, aber wie kam dieses Kind einer heißeren Sonne in die nordische Hauptstadt?

Cecca war zu schwach und zu ermattet, als daß ich noch am Abend das Examen hätte fortsetzen können. Ich überließ sie gänzlich der Obhut der alten Barbara, die das „erfrorene Vögelchen" speiste und ihr dann in ihrem Zimmer ein Bett zurecht machte.

* * *

Ich wachte frühzeitig auf am anderen Morgen. Der Gedanke, was mit Cecca (der in Italien sehr gebräuchliche Name ist eine Abkürzung von Francesca, etwa gleichbedeutend dem deutschen Fränzchen) zu thun sei, hatte mich nicht ruhig schlafen lassen. Als ich in mein Atelier trat, wo mir Barbara gewöhnlich das Frühstück zu serviren pflegte, fand ich

Humoristisches.

Was die Welt unter Anderem alles von der lieben Sonne verlangt.

Von A. v. Fischern.



Dem soll sie seine Pfeif' entzünden,



Dem helfen die Trichinen finden,



Hier trocknen Wäsch' und was bemalt,



Die braucht sie gar als — Brütanstalt,



Der soll sie bleichen Garn und Leinen,



Dem Form und Farb' stylvoll bescheinen,



Dem Zeit und Stund' exakt normiren,



Und Dem Essenzen digeriren.



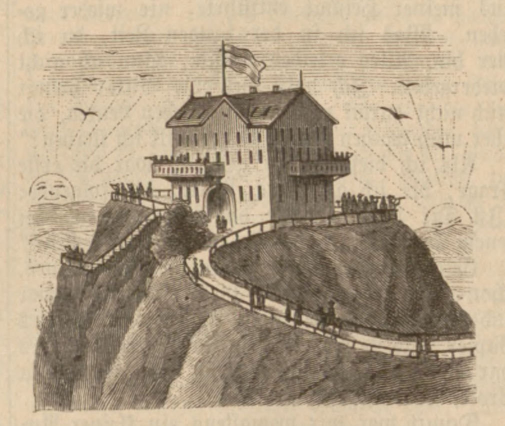
Hier reifen Trauben, Obst und Aehren,



Der fix ihr Conterfei bescheeren.



Zum Bad erwärmen Dem den Fluß,
Auf 25 ⁰ Celsius.



Und hier durch Auf- und Untergang,
Erhalten das Hotel im Schwang.

Cecca bereits an der Alten Seite an einem Tischchen sitzen und mit Behagen die ihr vorgesetzte heiße Milch schlürfen. Sie kam mir sofort entgegen und küßte meine Hand. In dem hübschen Kleidchen aus dunklem Wollenstoff, welches ihr Barbara gegeben hatte, mit den wohlgeordneten Haaren, die der Kleinen in zwei schweren Zöpfen über den Rücken fielen, sah man erst, wie bildhübsch Cecca war.

Es mußte mir zunächst daran liegen, etwas Näheres über ihre Schicksale zu hören. Nicht eher konnte ich mich ihrer annehmen, wozu ich schon jetzt entschlossen war, denn die kleine Stumme hatte einen äußerst sympathischen Eindruck auf mich gemacht. Sie verstand das Deutsche vollkommen, ohne es schreiben zu können, war aber auch, wie ich durch Zufall zu meiner großen Verwunderung wahrnahm, des Französischen mächtig, schien überhaupt eine durchaus gute Erziehung genossen zu haben. Man ersah dies aus ihrem ganzen Benehmen.

Ich bat Cecca, mir ihre Lebensgeschichte niederzuschreiben, und sie that dies mit zierlicher Handschrift und, auf meine Bitte, in beinahe fehlerfreiem Französisch. Sie berichtete Folgendes:

„Ich bin, so viel ich weiß, elf Jahre alt, vielleicht auch zwölf. Meine ersten Kinderjahre habe ich in einer großen Stadt meines Heimathlandes — es war wohl Rom oder Florenz — verlebt, und ich entsinne mich deutlich, daß es sehr glänzend und prächtig in dem Hause zuging, in dem ich wohnte. Nie habe ich eine Mutter besessen, nie auch einen Vater, denn der hohe düstere Mann, der immer nur dann in mein Leben eingriff, wenn mir Trauriges geschehen sollte, kann nicht mein nächster Anverwandter gewesen sein. Ich mag fünf Jahre gezählt haben, als ich in eine Pension nach Verona kam, und von dieser Zeit an erinnere ich mich noch genau alles dessen, was um mich vorging. Ich wurde in der Pension sehr streng gehalten. Während meinen Mitschülerinnen mancherlei Freiheiten gestattet waren, wurde ich nicht über die Mauern des Pensionsgartens hinausgelassen. Ich erfuhr nicht einmal den Namen der Straße, in welcher wir wohnten; die Vorsteherin der Pension wurde nur ‚Madame‘ genannt, wie sie hieß, war mir unbekannt, es interessirte mich damals auch nicht. Vier und ein halbes Jahr war ich in Verona, als ich von jenem düsteren Manne, der mein Vater sein sollte, eines Tages — in der Mitte Dezember — abgeholt wurde. Ich solle in einem fremden Lande in einer neuen Pension untergebracht werden, sagte er mir. Wir fuhren Tage lang mit Eisenbahn und Postwagen vorwärts, immer gen Norden. Endlich trafen wir hier ein, aber ich wußte noch nicht, daß wir in Berlin seien. Ein schmutziges altes Weib holte mich aus dem Hotel ab, und von diesem Augenblick an habe ich jenen Mann, der mich aus meiner Heimat entführte, nie wieder gesehen. Was ich in der langen Zeit, da ich hier bin, Alles erleiden mußte, kann ich nicht wiedergeben. Ich habe nur eine Bitte: bringt mich nicht zurück zu den entsetzlichen Leuten, die über mich wachen sollen, lieber will ich sterben!“

Als ich diese Zeilen gelesen, war die erste Frage, die ich an Cecca stellte, die folgende: „Ist Dir bekannt, wie die Leute heißen, bei denen Du hier in Berlin untergebracht bist?“

Cecca stutzte, dann holte sie ein kleines, schon recht abgegriffenes Geldtäschchen hervor und entnahm demselben ein zusammengefaltetes Papier, das sie mir kopfnickend überreichte. Es war ein Hausierschein, lautend auf „Franziska Groke, Linienstraße Nr. 273“.

Damit war mir wenigstens ein kleiner Anhalt gegeben. Noch an demselben Tage suchte ich die Familie Groke auf. Groke war Laternenanzünder, sein Weib eine robuste Person mit widerlich=gedunsenem Branntweingesicht. Ich drohte ihr sofort mit der Polizei, wenn sie nicht alle meine Fragen wahrheitsgemäß beantworten würde, und das half. Sie gab mir Folgendes an:

Im November Vierundfünfzig hatte sie in der „Vossischen Zeitung“ ein Inserat gefunden, laut dem ein Kind von neun Jahren an sehr einfache Leute gegen eine bedeutende einmalige Entschädigung „abgegeben“ werden sollte. Sie hatte daraufhin sich gemeldet, und wenige Wochen später war ihr Cecca zugeführt worden, nachdem sie vorher den Besuch verschiedener Herren, die sie für Agenten gehalten, empfangen hatte. Der „Vater“ Cecca's hatte, ohne seinen Namen, Stand und Wohnort zu nennen, ihr fünftausend Thaler übergeben und ihr gesagt, sie solle Cecca nach Möglichkeit strenge behandeln, denn es sei ein verzogenes, schlecht geartetes Kind. Die Groke hatte sofort verstanden, daß der Herr das kleine Mädchen „loswerden“ wollte, und war auf Alles eingegangen. Um unnöthigen Recherchen zu entgehen, wurde Cecca als das hinterbliebene Kind des vor Kurzem verewigten Bruders des Groke bei der Polizei angemeldet; die Stummheit des Mädchens und der Umstand, daß der erwähnte Bruder thatsächlich mit Hinterlassung eines Töchterchens im Auslande verstorben war, kam dieser Fälschung zu Hilfe.

Das war herzlich wenig, was ich da hörte, aber es mußte mir genügen. Die Groke war glücklich, als ich ihr unter klingendem Händedruck mittheilte, mich interessire das Schicksal Cecca's, und ich wolle sie bei mir behalten, um für sie besser sorgen zu können. Glücklicher als das Weib war aber, als ich heimkam, über meinen Entschluß Cecca selbst; sie bedeckte meine Hände mit Küssen, und dabei perlten große Thränen aus ihren dunklen Augen.

Um Cecca in der Schule unterrichten lassen zu können, hatte ich die alte Barbara bewogen dem Kinde durch Adoption ihren Namen zu geben, nachdem es einem mir befreundeten Rechtsanwalt gelungen war, alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Cecca lernte in der Schule — trotzdem ihre Sprachlosigkeit natürlich den Lehrgang recht erschwerte — überaus eifrig. Eine spezielle Befähigung entdeckte ich bei ihr für die Musik; sie kam in kurzer Zeit so weit, daß sie sich sogar selbst in eigenen kleinen Kompositionen versuchte, die, waren sie auch bedeutungslos, immerhin ein Talent verriethen, das weiterer Ausbildung werth war.

Schon in den ersten Wochen, nachdem ich das Mädchen zu mir genommen, hatte ich sie in Bezug auf ihre Stummheit ärztlich untersuchen lassen. Man sagte mir, daß Cecca's Leiden keineswegs auf einem organischen Fehler beruhe. Es konnte ihr also, zumal sie selbst sich erinnerte, daß sie einst zu sprechen im Stande gewesen sei, nur durch eine Lähmung oder sonst einen schädlichen Einfluß der Gebrauch der Zunge geraubt worden sein. Es erwiesen sich jedoch auch verschiedene Experimente mit elektrischen Apparaten zur Lösung der gelähmten Stimmbänder als erfolglos, und so mußte ich mich mit dem Troste des Arztes, ein Umschwung des Leidens werde wahrscheinlich sich später und sodann in ganz natürlicher Weise vollziehen, zufrieden geben.

* * *

Die Jahre verflossen. Aus dem kleinen, schmucklosen Winterveilchen, das ich um die Weihnachtszeit von der Straße aufgelesen, ließen sie eine volle, duftige Rose erblühen.

In Cecca's Leiden hatte die sonst so wohlthätige Zeittrotz der Versicherungen des Arztes keinerlei Aenderung hervorgerufen. Das Leiden hatte indessen doch nicht vermocht, den Bildungsgang Cecca's irgendwie aufzuhalten oder zu beeinträchtigen. Besonders in der Musik hatte meine Nichte (wie sie sich gern von mir nennen hörte) so reißende Fortschritte gemacht, daß ich schließlich ihren Bitten nachgeben und ihr gestatten mußte, sich ganz dem musikalischen Berufe zu widmen.

Alle meine Nachforschungen in Bezug auf die Geburt Cecca's, die ich aus Pflichtgefühl anstellte, waren ohne Erfolg geblieben, und ich war froh darüber. Im innersten Herzen hatte ich immer die Furcht gehegt, Cecca könnte mir entrissen werden, und damit wäre das Glück von meiner Seite geschwunden! Ich hatte Cecca als mein Kind betrachtet, so lange sie ein Kind gewesen, nun aber, da sie zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen, war mir's, als fülle mein Herz sich mit einem neuen Gefühl, das ich bisher nicht gekannt, und das ich vergebens zu unterdrücken strebte.

Im Winter Einundsechzig spielte Cecca in einem Wohlthätigkeitskonzert zum ersten Male öffentlich, und damit war ihr Schicksal entschieden. Der Beifall, den sie gefunden, hatte Presse, Künstlerwelt und Publikum auf sie aufmerksam gemacht, so daß bereits ihrem zweiten Auftreten eine stürmische Ovation folgte.

Vier Wochen später reisten wir nach Rom ab, wohin mich Angelegenheiten künstlerischer Art riefen. Da mir ein längerer Aufenthalt in der Tiberstadt nothwendig erschien, so logirten wir nicht in einem Hotel, sondern nahmen uns eine Privatwohnung in der Via Sistina. Der Zufall hatte mich glücklich geführt; in demselben Hause fand ich einen alten Schulfreund von mir wieder, den Doktor Reginald Wetter, der sich vor einer Reihe von Jahren als Arzt der deutschen Kolonie in Rom niedergelassen hatte.

Wir befanden uns etwa einen Monat in Rom, und Cecca hatte in dieser Zeit sich vergeblich bemüht, die Erinnerungen aus ihrer frühesten Kindheit aufzufrischen, als sich uns ein italienischer Impressario vorstellte, um Cecca, von der er durch die Zeitungen erfahren, für eine Elite=Soirée in der Sala Petrarca zu gewinnen. Wir waren einverstanden und fanden in der That eine glänzende Gesellschaft vor. Als ich Cecca zum Flügel führte, fiel mir ein junger Geck mit quittengelbem Gesicht auf, der sich gerade ihr gegenüber an einen Pfeiler postirte und sie unausgesetzt durch sein Monocle fixirte. Ich konnte die Unverschämtheit nicht hindern, merkte aber wohl, wie peinlich sie Cecca berührte, und athmete hoch auf, als diese endlich ihr Spiel schließen konnte.

Rauschender Applaus lohnte ihr, und verschiedene Anwesende traten auf uns zu, Cecca Komplimente zu sagen. Unter diesen liebenswürdigen Leuten befand sich auch ein alter Herr, eine lange, hagere Persönlichkeit, deren galliges Gesicht eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem jungen Gecken am Pfeiler zeigte. Als der alte Herr sich Cecca näherte, zuckte diese plötzlich zusammen. Ihr Antlitz wurde leichenblaß, ihre dunklen Augen vergrößerten sich und wie abwehrend erhob sie die Hände. Dann hörte ich den ersten Ton von ihren Lippen — einen lauten, gellenden Schrei — und sah sie zu Boden stürzen.

Nachdem ich die Ohnmächtige in der entstandenen Verwirrung in einen Wagen hatte schaffen lassen, fand ich gerade noch Zeit, einen der servirenden Diener nach dem Namen jener beiden Herren zu fragen, die mir heute Abend alle Ursache zu schärferer Observirung gegeben hatten.

„Der Conte Annibale Plasta und sein Sohn Nicolo,“ wurde mir geantwortet.

Zu Hause angelangt, kam Cecca unter Anwendung geeigneter Mittel bald wieder zu sich. Als sie die Augen öffnete, winkte sie mich zu sich heran. Sie legte ihre Lippen an mein Ohr und flüsterte mir in unvollkommen artikulirten Worten zu:

„Er war's, den ich Vater nennen mußte, und der mich in's Elend stieß!"

Ich vergaß das Schwerwiegende dieser Mittheilung über dem jubelnden Bewußtsein, daß Cecca die Sprache wiedergefunden hatte. — —

Doktor Wetter hatte mir erklärt, daß die Wiedererlangung der Sprache Cecca's die natürliche Folge einer starken Gemüthsaufregung — eine bei Lähmungen öfters beobachtete That sache — sei. Sie werde übrigens noch einiger Zeit bedürfen, bis sie in dem so lange nicht geübten Sprechen wieder genügende Fertigkeit besitzen werde.

So ganz ohne Folgen ging der verhängnißvolle Abend übrigens doch nicht vorüber. Cecca fiel in ein schweres Fieber, und nur der aufopferndsten Pflege war es zu danken, daß der Verlauf der Krankheit schon nach vierzehn Tagen eine Wendung zum Besseren nahm. In dieser bangen Zeit fühlte ich so recht, wie theuer mir das Mädchen war. Nach ihrer Wiederherstellung machte sie im Sprechen schnelle Fortschritte und hatte darin schon nach wenig Wochen vollkommene Uebung erlangt.

Meine Erkundigungen nach der Familie des Grafen Plasta hatten für mich ziemlich belanglose Resultate ergeben, doch sollte mir in dieser Beziehung der Zufall zu Hilfe kommen. Am Morgen eines Märztages wurde Doktor Wetter in das Palais des Grafen gerufen; der junge Conte Nicolo war mit seinem Pferde gestürzt und hatte sich schwer verletzt. Er starb kurz nach dem Unfall. Wenige Tage später fand das prunkvolle Leichenbegängniß statt, und noch in der Trauerwoche hielt eines Abends ein eleganter Wagen vor meinem Hause: Graf Annibale Plasta wünschte mich zu sprechen.

Die Unterredung mit dem überaus wunderlichen alten Herrn währte nicht lange. Er sagte mir, daß Doktor Wetter ihm meine Adresse mitgetheilt und ihm erzählt habe, Cecca sei meine Pflegetochter; das genüge ihm aber nicht, er bäte um genauere Auskunft über die Vergangenheit des jungen Mädchens. Ich war gern bereit, ihm eine solche zu geben, konnte am Schlusse meiner Ausführungen aber nicht umhin, den Grafen direkt zu fragen, aus welchem Grunde er sich so sehr für meinen Findling interessire. Und nun ereignete sich etwas, was mich vor Ueberraschung sprachlos machte. Der Graf erhob sich plötzlich und sagte mit bebender Stimme: „Es gibt eine ewige Gerechtigkeit, der Hohe und Niedrige gleicherweise unterworfen sind. Unsere bösen Thaten erzeugen als Frucht das Elend und die Verzweiflung. Ich habe es an mir erfahren. Sie werden morgen mehr darüber hören."

Damit wandte er sich ab und verließ schnell das Zimmer.

Am folgenden Tage hörte ich, daß der Conte Annibale Plasta, der Letzte seines Geschlechts, in der Nacht verschieden sei. Die Aerzte hatten Herzschlag konstatirt, der infolge unmäßigen Genusses aufregender Opiate, mit denen der Graf sein zerrüttetes Nervensystem auf Stunden zu regeneriren versuchte, eingetreten war.

Wenige Tage später überbrachte mir der Rechtsanwalt, der zum Vollzieher des gräflichen Nachlasses ernannt worden war, einen versiegelten und an mich adressirten Brief des Conte, den man auf dem Schreibtische desselben vorgefunden hatte, und der sicher erst in der letzten Stunde geschrieben worden war Er lautete:

„Ich werde nicht mehr lange leben, ich fühle es. Seit Jahresfrist ringe ich mit der Auflösung und der Tod meines einzigen Sohnes, der das Glück meines verfehlten Lebens war, hat mich gänzlich zerschmettert. Um dieses Sohnes willen habe ich gefrevelt, habe ich das Verbrechen begangen — hier meine Beichte. Ich stand, durch leichtsinniges Leben ruinirt, am Rande des Abgrundes, als ich anno 1844 die reiche und schöne, aber schwindsüchtige Wittwe des Bankiers Mangoli heirathete. Lucrezia brachte mir ein einjähriges Töchterchen, Francesca, in die Ehe, und erlag schon wenige Monate nach unserer Hochzeit ihrer unheilbaren Krankheit. Ich heirathete zum zweiten Male, diesmal der Wahl meines Herzens folgend, die Marchesa Catarina dell' Albo, die mich mit einem Sohne, Nicolo, beschenkte, um dann gleichfalls früh, an den Folgen des Wochenbettes, zu sterben. Auf Nicolo übertrug ich die ganze Liebe, die mein Herz Catarina zugewendet hatte. Auf Nicolo ruhte mein Geschlecht, er sollte mein einziger Erbe sein. Cecca war mir im Wege, sie mußte fortgeschafft werden. Und ich schaffte sie fort — zuerst nach Verona, dann nach Berlin. Ich wollte nie mehr etwas hören von ihr, aber — Gott ist mein Zeuge — ich wollte auch nicht, daß sie so dem Elend anheimfallen sollte, wie es geschehen ist. Um mich vor der Welt zu rechtfertigen, gab ich an, Cecca sei in der Pension am Typhus gestorben, und präsentirte den Behörden einen gefälschten Todtenschein. Alle Welt glaubte mir, denn mein Ruf war tadellos, und meine erste Gattin hatte keine Verwandten hinterlassen, die Interesse an Cecca gezeigt hätten. Nicolo wuchs heran, er machte mir wenig Freude — und doch hat mir sein Tod die letzten Hoffnungen genommen. Von meinem Vermögen ist nicht viel zurückgeblieben, aber der Werth meines Palais und meines Grundbesitzes in der Campagna ist nicht unbedeutend. Zu meinem alleinigen Erben setze ich hiermit feierlichst die Tochter meiner ersten Gattin, Francesca Mangoli, ein. Demüthigst bitte ich ihr im Vorgefühl des Todes ab, was ich an ihr verschuldet — möge Gott sie segnen und den edlen Mann, der sich ihrer väterlich angenommen hat, als ich sie in's Elend stieß.

Annibale Conte Pasta
di Falcone-Terretti."

Wenn ich glaubte, Cecca würde nach dem letzten Willen des Conte Plasta anstandslos dessen Erbschaft antreten können, so kannte ich die römischen Verhältnisse schlecht. Nicht weniger als fünf Prätendenten fochten die testamentarischen Bestimmungen des Grafen an. Der Prozeß wurde endlos; ich konnte das Ende desselben in Rom nicht abwarten, übergab die Sache einem Rechtsanwalt und reiste mit Cecca ab.

Den Sommer über blieben wir in der Schweiz, dann siedelte ich nach München über Hier traf mich die Nachricht, daß der Prozeß um das Erbe Pasta's zu Ungunsten Cecca's entschieden worden sei: da sich der Graf nachweisbar im letzten Jahre seines Lebens in unzurechnungsfähigem Zustande befunden habe, und da ferner jedwede vollgiltigen Beweismittel fehlten, daß Francesca Mangoli nicht gestorben, sondern identisch mit der Privatklägerin sei. Der Nachlaß Plasta's wurde demzufolge seinem nächsten Verwandten, einem Conte D., von Rechtswegen zugesprochen.

Als ich den Brief meines Anwaltes Cecca vorlas, lächelte diese und schaute mich mit ihren großen Augen leuchtend an.

„Schmerzt es Dich?" fragte sie.

„Nein, Cecca, im Gegentheil, ich bin glücklich über diese Entscheidung der römischen Gerichte. Ich fürchtete, Du würdest mir nicht mehr sein, was Du mir jetzt bist, wenn Du reich und unabhängig geworden wärest, und das bekümmerte mich."

„Mein Gott," schrie sie auf, „bist Du es, der so spricht? Weißt Du nicht, daß ich Dich nie verlassen würde, nie, und wenn alle Schätze Indiens auf mich herabregneten? Bist Du es doch, der mich aus dem Elend gezogen, der mich behütet und beschützt, und den ich dafür verehre, wie keinen Menschen sonst auf der Welt. Deine Worte haben mir sehr, sehr weh gethan — o Walther! fühlst Du denn nicht, daß Niemand meinem Herzen so nahe steht, wie Du, daß —" sie stockte, mir aber begann bei diesem heftigen Gefühlserguß das Herz jugendlich zu schlagen, und meiner Bewegung nicht mehr mächtig, ergriff ich Cecca's beide Hände.

„Sprich zu Ende!" rief ich. „Ist es nur das kindliche Gefühl der Dankbarkeit, das Dich an mich fesselt oder eine innigere Empfindung, die Du Dir selbst vielleicht noch nicht recht zum Bewußtsein gebracht? Sag', Cecca, liebst Du mich, wie ich Dich, liebst Du mich mit jener Liebe, die das Weib dem Manne ihrer Wahl entgegenbringt — rede, ende die Zeit der Ungewißheit, der Qual, es gibt ja kein Glück mehr für mich auf Erden, als in Deinem Besitz."

Ihre Wangen waren von hoher Röthe umflossen, ihre Augen füllten Thränen und mit dem Jubelrufe: „Walther, Walther, ich liebe Dich ja mehr als mein Leben!" sank sie an meine Brust.

Das war der schönste Weihnachtsabend in meinem Leben, denn an ihm hatte ich mein Weib gefunden! —

Mannigfaltiges.

Folgen der Physiognomik. — Wie in heutiger Zeit die Lehre des Spiritismus in ihren verschiedenen Formen ebenso begeisterte Anhänger, als hartnäckige Widersacher findet, genau so war dies zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der von Lavater hervorgerufenen Bewegung der Physiognomik der Fall. Namentlich unter den höheren Ständen grassirte eine wahre Sucht, sich auf seine physiognomischen Kenntnisse zur Beurtheilung menschlicher Charaktere etwas zugute zu thun, und einer der glühendsten Anhänger der Lavater'schen Theorie war Graf Wilhelm v. G., ein zur Zeit des Wiener Kongresses vielgenannter Diplomat. In seinem Besitz befanden sich mehr denn 6600 Porträts von Leuten aller Stände, mit denen er im Leben in Berührung gekommen, und aus deren Gesichtslinien er seine Folgerungen zog. Mit keinem ging er näher um, keinen duldete er in seinem Dienst, dessen Antlitz nicht mit den Schlüssen übereinstimmte, die der Scharfblick des Lavater'schen Jüngers in Hinsicht auf den inneren Werth aus den Zügen desselben zu lesen glaubte. Zu einer diplomatischen Mission nach Konstantinopel bestimmt, gab Graf G. einige Abende vor seiner Abreise ein Abschiedsfest für den engeren Kreis seiner Freunde. Daß an der Tafel die Rede auf das Lieblingsthema des Gastgebers kam, ist leicht erklärlich, und der Hausherr war eben in einer Auseinandersetzung begriffen, als ihm gemeldet ward, daß ein junger Mann im Vestibül sei, der von dem Wunsch des Grafen, noch einen brauchbaren Diener für die Reise zu gewinnen, gehört habe, und sich zu diesem Posten melde. Um seine Theorien durch die Praxis zu bestätigen, beschloß der Graf, den Bewerber im Beisein seiner Freunde einer Prüfung in der ihm eigenen Weise zu unterwerfen. Die äußere Erscheinung desselben, wie das ganze Benehmen machten einen günstigen Eindruck, und nachdem der Aspirant Namen und Herkunft genannt, schritt der Graf zur Hauptsache, der Untersuchung der Gesichtslinien desselben. Das Resultat war vollkommen befriedigend. „Ich habe das Ideal eines Dieners," rief der Physiognomiker in höchster Freude, sobald sich das „Ideal" entfernt hatte, „natürlich ohne Weiteres gegen glänzenden Lohn angenommen; sein Charakter steht in seinen Zügen von höherer Hand geschrieben, die nur der tiefe Blick zu entziffern vermag. Dieser Jüngling, meine Freunde, ist keusch wie Joseph, treu wie ein Pudel, die Ehrlichkeit und Redlichkeit selber, glücklich, wer diesen verborgenen Schatz zu gewinnen und an sich zu ketten verstand, eine Seltenheit in den Zeiten sittlichen Verfalls, wie leider die unseren." Wenige Tage später nahm Graf G. im Hofe seines Palastes von seinen Freunden Abschied, um den Reisewagen zu besteigen, als ehrfurchtsvoll ein Polizeibeamter, den Kreis durchbrechend, an den Wagen des Scheidenden herantrat und die Frage an ihn richtete, ob sich ein Individuum Namens Stephan Weiner im Dienste des Herrn Grafen befunden habe. „Was soll's mit Stephan?" fuhr der Diplomat den Ueberlästigen ziemlich barsch an. „Der junge Mann steht noch in meinem Lohn und ich habe ihn bereits mit einigen Effekten vorausgeschickt, mit in

Triest zu erwarten." — „Dann bedaure ich, daß ich Euer Excellenz mittheilen muß, daß Sie wohl auf die Mitnahme besagter Persönlichkeit verzichten werden," entgegnete der Beamte ziemlich ironisch, „denn dieselbe, auf die wir schon seit einiger Zeit gefahndet, befindet sich in den Händen der Behörde, um dem Herrn ausgeliefert zu werden, der ein höheres Anrecht an ihren Besitz aufzuweisen vermag, als Eure Excellenz." — „Unmöglich, und der wäre?" — „Ihr Mann, Excellenz," lautete die Antwort, „der angebliche Stephan Weiner ist die abenteuersüchtige Frau eines Krämers und Mutter dreier Kinder, die schon einmal ihrem Eheherrn durchgegangen ist." — „Ein Weib?" rief die Excellenz in höchster Verblüfftheit, während die Umstehenden, fast sämmtlich Zeugen der physiognomischen Erklärung des letzten Gastabends, sich des Lachens nicht enthalten konnten; aber die Heiterkeit steigerte sich noch, als der Beamte fortfuhr: „Ueberdies scheint sich die Person auch Unredlichkeiten in den paar Tagen ihres Dienstes bei Ihnen schuldig gemacht zu haben, außer anderen kleinen Werthsachen fand sich dieser Ring zwischen den Effekten derselben, den Eure Excellenz wohl kaum als Geschenk für sie bestimmt haben mag." — „Also gar diebisch auch!" klagte der enttäuschte Diplomat in lautem Weheruf, „o Lavater, Lavater!" — Der „keusche, treue, ehrliche" Stephan ward auf Veranlassung des Grafen ohne Weiteres zu Mann und Kindern zurückgesandt, der Jünger Lavater's aber zog nach wie vor Charakterschlüsse aus physiognomischen Studien; den komischen Trugschluß, der bald allgemein bekannt ward, mit der Entschuldigung vertheidigend, daß man ihn hinsichtlich des Geschlechts des Prüflings so gröblich hintergangen. [H. H—d.]

Orden für Frauen. — Daß es auch schon weibliche Soldaten — und zwar sehr tapfere — gegeben, davon erzählen uns zwei spanische Orden, die einst den Frauen für „kriegerische Verdienste" ertheilt worden sind. Den „Orden der Damen von der Axt" stiftete 1149 Graf Raimund Beranger von Barcelona, als die feste Stadt Tortosa, welche die Mauren verloren und wieder erobert, durch die bewaffnet heranrückenden Frauen der Ritter, Krieger und Bürger dem Sieger entrissen, und derselbe in die Flucht geschlagen wurde. Die Dekoration dieses Ordens, der die Heldenthat der Frauen ehrte, bestand aus einer rothen Axt, auf der Brust, dem Rücken oder Halstuche zu tragen. — Der zweite dieser militärischen Frauenorden ward 1388 von Don Juan I. gegründet. Er heißt „Orden der Damen von der Schärpe", bestand aus dem Abzeichen einer goldenen Feldbinde, über der weiblichen Kleidung zu tragen, und ward gestiftet in dankbarer Anerkennung der Verdienste, welche die Frauen der alten spanischen Stadt Placencia sich erwarben, als sie dieselbe gegen deren Angreifer, Engländer und Portugiesen, vertheidigten, indem sie sich in Kompagnien theilten, die Wälle besetzten, sogar einen Ausfall machten und endlich als Sieger den Feind und Belagerer vertrieben. [K. R.]

Die Wasser-Antilopen.

(Mit Abbildung.)

Die Wasser-Antilopen sind stattliche, fast hirschgroße Thiere von 2 Meter Gesammt- und 50 Centimeter Schwanzlänge, mit 80 Centimeter langen, stark gekrümmten Hörnern und vorherrschend grauer Behaarung; sie finden sich in Südafrika an den Ufern der Flüsse in Rudeln von acht bis zehn Stück. Es gibt bei jedem Rudel zwei bis drei Böcke, aber nur einen einzigen Leitbock. Sobald letzterer Gefahr wittert, eilt er im Galop davon und das ganze Rudel hinter ihm her. Die Flucht geht regelmäßig dem Wasser zu, in das sich dann die geängstigte Heerde sofort hineinstürzt; davon haben die Thiere auch den Namen Wasser-Antilopen bekommen. Bei den alljährlich eintretenden, sich auf beiden Flußufern weithin ausdehnenden Ueberschwemmungen des Zambesi werden von den Bewohnern des großen südafrikanischen Marutse-Mabunda-Reiches immer höchst ergiebige Jagden auf Wasser-Antilopen angestellt, deren eine unsere Abbildung veranschaulicht. Die Thiere halten sich bei diesen Ueberschwemmungen stets in großen Mengen innerhalb der unter Wasser gesetzten Gebiete, aus denen nur Bäume, Schilfinseln u. s. w. hervorragen, auf, da sie für ihre Nahrung besonders der Sumpf- und Wasserpflanzen bedürfen. Diese Gelegenheiten nehmen dann die Marutse wahr, um in leichten Booten, die sie äußerst gewandt zu handhaben wissen, auf die Rudel der Wasser-Antilopen Jagd zu machen. Haben sie eine Heerde glücklich in die Enge getrieben, so werden die beim Schwimmen überholten Thiere mit Speeren abgestochen, wie unsere Illustration es zeigt, und in den Kähnen an's Land geschafft.

Jagd auf Wasser-Antilopen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:
Die Gottheit ermüdet nicht im Erbarmen und wir armseligen Würmer gehen schlafen mit unserem Groll.

Räthsel.

Wohl mit tausend scharfen Zähnen
Sucht es Rauhes zu verschönen;
Nimmt man ihm das erste Zeichen,
Hilft es schnell ein Ziel erreichen.

Auflösung folgt in Nr. 30. [Franz Marx.]

Silben-Räthsel.

Aus folgenden Silben sollen 9 Wörter gebildet werden, deren An- und Endlaute von oben nach unten gelesen einen berühmten Komponisten und den Titel einer seiner Opern ergeben: **an, bar, be, bin, bo, e, ek, es, es, ett, hard, ke, lais, li, ma, mi, mir, qui, ra, re, ro, se, son, squi, ther, xi, y.**

1) Name eines deutschen Kaisers. 2) Ein Fluß in Südamerika. 3) Der Urvater aller Wesen in der nordischen Mythologie. 4) Titel einer Dichtung Scheffel's. 5) Ein französischer Schriftsteller. 6) Eine altdeutsche Kopfbedeckung. 7) Ein englischer Titel. 8) Ein biblischer Name. 9) Der Held einer bekannten Jugendschrift. [Frz. Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung der Charade in Nr. 28: Fasttag.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.